

Buchbesprechungen / Recensions

Gary Wray McDonogh:

Good Families of Barcelona:

A Social History of Power in the Industrial Era,

Princeton: Princeton University Press, 1986, 262 S.

Gary Wray McDonogh (Hrsg.):

Conflict in Catalonia: Images of an Urban Society,

Gainesville: University Presses of Florida, 1986, 102 S.

Stehen traditionell im Zentrum der Anthropologie (in Deutschland würde man vielleicht sagen: «Ethnologie») die außereuropäischen, «nicht-entwickelten» Gesellschaften, so beschäftigt sich Gary McDonogh, Associate Professor of Anthropology an der Universität von South Florida, in dem (auf seiner Dissertation beruhenden) ersten der zu besprechenden Bücher nicht nur mit einem europäischen Land, sondern zugleich mit einer sozialen Gruppe, die innerhalb dieses Landes seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts die entwickeltste Gruppe überhaupt darstellte und sich selbst als Vorkämpferin des bürgerlichen Fortschritts, der «Moderne», in Spanien verstand: die «Elite» Barcelonas, die nach 1800 die Industrialisierung trug, dabei zu Reichtum kam und mit der traditionellen Aristokratie verschmolz.¹ Im Zentrum seiner Untersuchung stehen dabei die Familien als herrschaftssichernde Struktur sowie deren symbolhafte Verwendung durch die neue Macht.

Nach einer Einleitung zur heutigen Diskussion um den Elite-Begriff (McDonogh definiert mit diesem oft verklärend-apologetisch gebrauchten Terminus eine *generalized power-holding group*) und die Bedeutung

¹ Wenn nach außen hin dieser Prozeß auch so verlief, daß die zu Reichtum gekommenen bürgerlichen Familien mit Adelsprädikaten ausgestattet und dadurch sozusagen kooptiert wurden, hatte der Adel rein ökonomisch gesehen schon längst den zweiten Platz eingenommen.

der Familie skizziert ein kurzer Überblick den historischen Kontext Barcelonas im 19. und 20. Jahrhundert. McDonogh erklärt dann die eigentümliche, auf den bäuerlichen Familienbesitz zurückgehende und im katalanischen Zivilrecht kodifizierte Familienstruktur, die Erbteilungen stark beschränkte und dadurch die Kontinuität des Familieneigentums sicherte. Dieses ursprünglich ländliche Konzept fand dann in der zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstehenden katalanischen Industrie ihren Niederschlag, in welcher der Familienbetrieb, die *casa industrial*, typisch war. McDonogh verfolgt den Weg der Gründerfamilien bis zur heutigen Zeit, über (wie er etwas vereinfacht rechnet) vier Generationen hinweg: Die auf die Gründer folgende Generation (in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts) bildete schon durch gezielte Heiratsverbindungen eine feste Oligarchie. In der dritten Generation zu Beginn des 20. Jahrhunderts erfolgte dann oft die Trennung der Familien von der persönlichen Leitung der Betriebe durch deren Umwandlung in Aktiengesellschaften. Und schließlich kam es zur Verdrängung der traditionellen Familien von ihren einstigen Schlüsselstellungen durch den Industrialisierungsschub unter Franco mit der Einführung neuer Industriezweige, oftmals als Filialen ausländischer Konzerne. McDonogh gibt eine Reihe von Beispielen für die Entwicklung dieser Oligarchie: aus der Familiengeschichte (der Güells),² der Bildung von gemeinsamen Institutionen (der Sparkasse von Barcelona), der Herausbildung von familienübergreifenden Unternehmensgruppen.

Eine solche Elite bildete ihren eigenen Verhaltenskodex aus und schuf sich eine spezifische Kultur (zu diesem Bereich gehört nicht zuletzt auch die Frage des Verhältnisses zwischen Spanisch und Katalanisch),³ die durch eigene Erziehungsinstitutionen vermittelt wurde. Bei all dem

² Eine detaillierte Übersicht über die Güells befindet sich noch zusätzlich mit einigen weiteren ausgewählten Genealogien im Anhang.

³ Die Einstellung der herrschenden Familien zur nationalen Frage durchzieht natürlich das ganze Buch. McDonogh nennt als eine Schlußfolgerung: «The traditional Catalan household was a multivalent image through which ruling classes attempted to identify Catalonia as a separate national domain.» (S. 203)

Wie ambivalent aber deren Verhältnis zur katalanischen Nation war, zeigt der Sprachgebrauch in den Familien. Einer weitgehend kastilianisierten Aristokratie paßten sich die aufsteigenden bürgerlichen Familien im Verlauf des 19. Jahrhunderts an. Katalanisch wurde auf den zweiten Rang verwiesen, gebrauchte man gegenüber dem Hauspersonal. Französisch hatte höheres Prestige. McDonogh führt eine Reihe von Beispielen dafür an. Dessen ungeachtet gab es natürlich auch Elite-Familien, die nach der Jahrhundertwende den Aufstieg der Lliga unterstützten.

nahm die Heiratspolitik, für die sich eine Reihe von Normen entwickelten, einen strategischen Stellenwert ein. McDonogh schließt seine Darstellung mit der originellen Analyse zweier kultureller Einrichtungen, die die Macht der Elitefamilien Barcelonas symbolisieren: den im 19. Jahrhundert eingerichteten *Cementiri de l'est* (*C. vell*) und die Oper (*Liceu*).

McDonogh hat eine Unzahl von Informationen über das gute Hundert der wichtigsten Familien Barcelonas zusammengetragen, die er nicht nur durch das Studium der einschlägigen Literatur sowie von Familienarchiven, des Notariatsarchivs (für Testament und Eheverträge) und des Handelsregisters fand, sondern für die auch die Auskünfte der Familien selbst wichtig waren. Ein Kontakt, der in manchen Fällen bis zu einer Art «teilnehmender Beobachtung» reichte, ohne daß der Autor aber in eine unkritische Haltung verfiel. Er betreibt keine Apologetik im Stil der Biographien «großer Persönlichkeiten», sondern verweist auch, obwohl es nicht sein eigentliches Thema ist, auf die andere Seite der Macht, die Herrschaft über Menschen, die dadurch hervorgerufenen sozialen Konflikte. (Schließlich war Barcelona über Jahrzehnte die Hauptstadt des Anarchismus - und seine Analyse des *Liceu* kommt natürlich nicht ohne das Bombenattentat im Jahr 1893 aus.)

McDonoghs Arbeit ergänzt die bisherige politik- oder ökonomieorientierte Geschichtsschreibung des katalanischen Bürgertums (etwa von Vicens Vives und Antoni Jutjar), auf die er leider nur sehr am Rande Bezug nimmt. Einer Frage, der man sicher weiter nachgehen muß, ist die nach der *Bürgerlichkeit* - einem in der modernen deutschen Sozialgeschichte so intensiv diskutierten Problemkreis - dieser neuen Elite, die sich sehr wenig den Ideen von 1789 verpflichtet fühlte, sondern den Höhepunkt ihres Selbstbewußtseins (wie ihrer ökonomischen Blüte) im Spanien der Restauration erlebte.⁴ Auch würde vielleicht ein Vergleich mit den zwar schwachen, aber durchaus existierenden bürgerlichen Eliten im übrigen Spanien (etwa Baskenland) zeigen, wie doch in manchem das katalanische Bürgertum trotz aller begeisterten Schau nach Europa eine provinziell-ländliche Mentalität noch nicht ganz abgestreift hatte. (Wollte man eine sozialökonomische Parallele ziehen, so läge dies im langen Vorherrschen des Familienbe-

⁴ Vgl. dazu die interessanten Bemerkungen bei Gabriele Ranzato: «El Caciquisme a Catalunya. Una hipòtesi interpretativa», in: *Debats* 19 (März 1987), S. 17-20.

triebes, während vergleichsweise im Baskenland, wo die Industrialisierung später eingesetzt hatte, diese dennoch schneller zur Bildung von Aktiengesellschaften führte, was zwar sicher nicht seine Ursache in einer modernen Mentalität hatte, vielleicht aber doch dadurch begünstigt wurde.)

Auch in dem zweiten Buch geht es um die symbolischen Systeme, «through which history has been understood, lived, and disputed by the people of Catalonia» (S. 6). Es handelt sich um einen von McDonogh herausgegebenen Sammelband, in dem in vier Fallstudien dieser von dem Herausgeber in seiner Einleitung kurz, aber prägnant umrissenen Fragestellung nachgegangen wird. James Amelang, der vor einigen Jahren eine ausführliche Studie über die *ciutadans honrats*, die Barceloneser Patriziergeschlechter in der Frühen Neuzeit (16.-18. Jahrhundert) vorlegte, geht in seinem Aufsatz der städtischen Festkultur nach, der Selbstdarstellung der herrschenden Familien der Stadt bei den religiösen oder weltlichen Feiern, von denen Karneval, die Osterwoche und Fronleichnam die bedeutendsten waren. Er zeigt auf, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte von der Teilnahme an vielen öffentlichen Festen zurückzogen, um im eigenen Kreis zu feiern. Es ging darum, die eigene «Kultur» gegenüber einem ignoranten Volk zu demonstrieren, wozu z. B. auch die Verwendung des «gebildeten» Kastilisch anstelle des Katalanischen gehörte.

McDonogh stellt in seinem Beitrag über die Oper als Darstellung von sozialem Prestige das Liceu vor, womit er im großen und ganzen auf seine Schilderung in dem oben besprochenen Buch zurückgreift.

Die beiden letzten Beiträge beschäftigen sich mit der unmittelbaren Gegenwart, fast auch mit den selben Jahren. Kathryn A. Woolard beschreibt die Krise in dem Konzept «katalanische Identität», wie sie sich nach 1976 vor dem Hintergrund der gewandelten politischen Verhältnisse entwickelte. Das war vor allem für viele Immigranten die Frage nach der Selbsteinschätzung als Katalanen oder nicht und damit auch das Problem, inwieweit die Sprache das konstituierende Identitätsmerkmal darstellte. Susan M. DiGiacomo ergänzt dies, indem sie die politischen Strategien der Linksparteien - als Repräsentanten der immigrierten Arbeiterklasse - daraufhin untersucht, wie sie die Vertretung der »Klassenforderungen« mit den «nationalen Forderungen» in Beziehung setzten, und geht unter dieser Fragestellung auf die Wahlen von 1977 (Cortes) und 1980 (Parlament) ein. Immer wieder

erweist sich die Bedeutung der Sprachenfrage, die auch bewußt zur Spaltung eingesetzt werden kann; und so schließt sie ihren Beitrag mit einer Analyse des berühmt-berüchtigten Manifests der 2300 vom März 1981.

Alles in allem handelt es sich um einen Sammelband, der im Marsch durch die Jahrhunderte und notwendigerweise in den einzelnen Beiträgen in sehr geraffter Form (die Beiträge schwanken zwischen 16 und 21 Seiten) dennoch genügend Anregungen gibt, über die Selbstdarstellung sozialer Klassen in der katalanischen Geschichte und damit über die katalanische Identität nachzudenken.

Reiner Tosstorff
(Frankfurt am Main)